

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Um den Namen

Roberts, Alexander

Leipzig, 1901

Viertes Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-160432](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-160432)

heiten. Hier und da huschte der Gedanke an Melitta heran und gaukelte über dem unabsehbaren Gewirr der Zahlen wie ein Schmetterling über einem sonnigen Blumenfeld. Aber nur wenige Minuten lang duldete er das süße Gegaufel. Ging doch von dem kleinen Versehen einer ungenauen Abfahrtszeit die Brauchbarkeit des ganzen Planes ab; vielleicht konnte dies Versehen die Rechtzeitigkeit des strategischen Aufmarsches in Frage stellen — vielleicht konnte damit die erste Offensive verzögert werden. Nicht am wenigsten verdankt Preußen einen Teil seiner Erfolge der erstaunlichen Korrektheit seiner Mobilmachungsfahrpläne.

Viertes Kapitel.

Die rote Stube.

Nichts Einladenderes, nichts Freundlicheres als der gedeckte Tisch des Hauses Belzig. Er schien gleichsam das Glied des Hauses darzustellen: so strahlte, so schimmerte, so glitzerte er. Im Kamin knisterte ein Feuer, und der Schein der Flammen huschte in lustigen Reflexen über das Geschirr und das Silber der Gedecke, ließ die schweren vergoldeten Rahmen der gemalten Stillleben mit ihren unmöglichen Riesenfrüchten aus dem traulichen Dämmer, das den Raum auch jetzt zur Stunde des Frühstückes einhüllte, hervorglänzen und rief in den stets etwas bebenden Krystallen des Kronleuchters ein lebhaftes Gaukelspiel von Lichtern hervor. Nur die kostbaren Rosen auf der Mitte des Tisches verschmähten solchen Flammengruß, und es war, als ginge besonders von dem stolzen hochgelben Marschall Niel eine besondere Glut aus. Von der anderen Seite, durch das Pflanzenwerk, das sich an der Spiegelscheibe des einzigen Fensters mit den graziösen Konturen japanischer Arabesken scharf abzeichnete, brach die Januarsonne in einzelnen Lichtstreifen herein. Es war eine so vornehme, so dis-

krete, durch den Frühdunst, der heute nicht weichen wollte zum zartesten Rosa gedämpfte Sonne.

Doch die Tischgäste wollten sich noch immer nicht einstellen. Der überaus stattliche Friedrich, ein ehemaliger Garbist, der wegen des Effektes seines Eisernen Kreuzes und der Kriegsdenkmünzen, die seine Livree schmückten, besonders gut bezahlt wurde und auch jüngst erst von Frau Belzig in seinem Lohn gesteigert worden war, erschien immer wieder hinter der Portiere und umkreiste mit der ganzen majestätischen Gemessenheit seines lautlosen Schrittes den Tisch. Er hatte die Gedecke aufgelegt; davon dienten zwei nur als Dekoration, denn die beiden jungen Damen waren nach der flüchtigen Näscherei eines Imbisses früh schon nach der Eisbahn geeilt, um den herrlichen Frosttag auszunutzen. Jetzt hielt Friedrich vor dem Kamin, und die Flammenglut vergoldete das wundervolle Kunstwerk seiner weißen Krawatte und die rasierten bronzenartige Glätte seines Diplomaten Gesichtes. Friedrich lauschte nie; sonst hätte er dem Geknatter des Feuers zum Trotz die sonore Stimme von Frau Belzig hören können, die, wenngleich durch eine Thür gedämpft, aus einem der hinteren Zimmer herüberschallte; aber er lauschte nie, er war zu vornehm dazu. Jene Stimme sprach in hoher Erregung durch kurze Pausen unterbrochen — vermutlich kam „der Alte,“ um die Nomenklatur der Diensthoten anzuwenden, während dieser Pausen zu Wort; aber von seinem trockenen klanglosen, vorsichtigen Organ drang kein Laut durch die Thür.

Es war nicht alles wie sonst! Es war etwas im Anzuge, das die Physiognomie des Hauses gewaltig verändern mußte. Ungefähr vor anderthalb Stunden, als die beiden jungen Damen eben das Haus verlassen, war Graf Nachewski erschienen, weniger nonchalant, weniger müde als sonst, fast feierlich. Natürlich hatte Friedrich dies besonders zu bemerken nicht der Mühe wert gefunden; er hätte ja, wenn er gewollt, einen Vergleich zwischen dem auffallend schätigen Pelz des Grafen und dem herrlichen Bären anstellen können, der die

begele
dem S
der Ge
es saß
Verach
ein be
haupt
trost d
Ru
Haupt
telude
worder
letten
Abanc
vorneh
besond
Haupt
„L
ein so
mäntel
Ge
eintref
mann
auf ei
doch r
haben
Gloffe
Thür
im ger
Frau
Ei
dieser
Fr
auf m

geehrte Kostbarkeit seiner eigenen Gestalt so imposant auf dem Kutschbock zu drapieren pflegte. Die Unterredung mit der Herrschaft hatte eine Viertelstunde gedauert, und nun sah es fast aus, als empfände der Besitzer des Pelzes eine gewisse Verachtung für das heruntergekommene Ding und als sagte ein verhaltener Triumph in seiner Miene, daß es nun überhaupt vorbei sei mit aller Schäßigkeit und daß man nun getrost diesen Pelz den Motten überantworten könne.

Kurz nachher war Leutnant Eß erschienen — o Pardon, Hauptmann Eß! Friedrich war natürlich durch die neue funkelnde Generalsstabsuniform des Ankömmlings nicht überrascht worden, und er hatte sofort die Doppelsterne auf den Schultern bemerkt. Man hätte sich erlauben können, zu diesem Avancement zu gratulieren; denn das leutselige und zugleich vornehme Wesen dieses Offiziers war dem früheren Soldaten besonders sympathisch. Aber er begnügte sich nur, das „Herr Hauptmann!“ mit Nachdruck zu betonen.

„Wollen Sie mich Herrn Belzig melden!“ Auch hier ein so feierlicher Ton, der eine innere Aufregung zu bemängeln hatte.

Gewiß es lag etwas in der Luft; es mußte derartiges eintreffen! Der Graf mußte um Fräulein Lolo, und Hauptmann Eß mußte um Fräulein Melitta anhalten. Aber beide auf einmal? Etwas viel auf einen Tag! Sie haben sich doch nicht etwa verabredet? Was für Chancen diese Leute haben! Ein Graf und einer vom Generalsstab! Doch keine Glosien, Friedrich!

Plötzlich war der Diener durch das hastige Öffnen einer Thür aus der Betrachtung des Kaminfeuers gerissen. Laut, im gereizten, fast kreischenden Ton pläzte die Stimme von Frau Belzig herein: „Für den Grafen ja! für Eß nein!“

Ein gewaltiges Rauschen und Rascheln von Kleidern folgte diesem Kriegsruf. Ja, er klang wie ein solcher.

Friedrich war sofort wie hinweggehzt. Als er gleich darauf mit den Bouillontassen erschien, zeigte sein linkes Auge

eine leichte Verkleinerung. Diese Verkleinerung pflegte sie bei ihm einzustellen, wenn stürmische Krisen die herrschaftliche Atmosphäre aus dem Gleichgewicht brachten.

Während des Entrees herrschte völliges Schweigen. Das Gewitter zuckte in stummen wetterleuchtenden Blitzen aus Frau Belzig hatte offenbar ihr „letztes Wort“ gesprochen, doch pflegte diesem letzten noch eine tagelange Flut allerley Worte zu folgen. Und der „Herr des Hauses“ war jeden falls mehr denn je von der Angst befallen, daß ihm die Aufregung gerade jetzt, in der Höhe seiner Brunnentur, einen verhängnisvollen Schaden zufügen könnte.

Endlich unterdrückte er diese Angst und, die Gabel der jungen Erbschen, die kurgemäß besonders für ihn zubereitet waren, in der halberhobenen Linken, den Blick auf den winzigen Widerschein des Fensters an der Weinkaraffe gerichtet, sagte er: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig und ich dünke, wenn man die beiden abwäge . . .“

„Weiß ich, weiß ich ganz genau, brauchst du mir es nicht gar auseinanderzusetzen,“ fuhr Frau Belzig in seinem Worte. Sie atmete auf — gottlob, daß dies stumme Wetterleuchten ein Ende hatte!

„Ich weiß so gut wie du, Otto (sie nannte ihn nur selten bei seinem Vornamen), daß ‚er‘ mit Schulden gespielt ist und daß wir tüchtig werden bluten müssen.“

Sie meinte natürlich den Grafen: sie war so voll von diesem „er,“ daß alles andere hinter der kleinen Silbe verschwand.

„Das gehört übrigens der Vergangenheit, und es geht uns eigentlich nichts an. Das bißchen Schulden wird uns nicht umbringen. Wir werden ihm nichts nachtragen. Junge Leute sind leicht, und solche Namen sind allerlei Gefahren ausgesetzt! Wir sind eben in der Lage, uns solch' einen kostbaren Schwiegersohn anzuschaffen. Wir können es und werden es. Er hat übrigens bewiesen, daß er imstande ist, Vergangenes wieder gut zu machen; sonst hätte er nicht seit drei

Jahren wie ein Einsiedler auf seinem Vorwerk gefessen und Gänse gemästet. Er ist ein Charakter so gut wie ein anderer.“

„Es blieb ihm einfach nichts übrig, wenn er es nicht vorzog, bei anderen Leuten Holz zu hauen,“ unterbrach sie Belzig trocken, aber immer, ohne seine Frau anzusehen.

„Es ist nicht zu glauben, wie du redest,“ brauste diese auf. „Du hast keinen Respekt, du hast keinen Verstand, du hast keinen Ehrgeiz! Das kommt von deinen Demokratenblättern, die du liebst. Aber gerade diese Schreier sind die ersten, die, wenn es darauf ankommt, sich vor einem Namen oder Titel bücken. Der Name ist das einzige, was bleibt. Dein Geld kann dir jeden Augenblick mit einem Krach aufstiegen. Aber ein Name ist sicher vor Dieben und Motten.“

Für sich schaltete sie ein: „Die Schulze und Lehmann mögen Biederleute sein, und ich verkehre ganz gern mit ihnen, aber für meine Töchter — Hand davon! sag' ich.“ Und wieder laut: „Ich bleib' dabei, für den Grafen ja! für den Eßf nein!“

„Du hast übrigens ganz vergessen, zum Generalstab zu gratulieren, Bella,“ sagte der Unzerreißbare mit einer Ruhe und Langsamkeit, die bestimmt schienen, jene zu reizen. Gleich hinterher aber, auffahrend gegen den Diener gewandt: „Friedrich, sagen Sie doch in der Küche, ob es denn wirklich nicht möglich ist, die Koteletts magerer zu bereiten. Wie oft soll man es denn befehlen!“

„Paperla —“

Frau Belzig mißhandelte eben mit dem Messer eines von den gesundheitsmörderischen Koteletts.

„Generalstab hin, Generalstab her! Wer hat in solchen Momenten Lust, an Lappalien zu denken! Gewiß, ich habe nichts gegen diesen — Eßf.“ Der Name schien ihr jedesmal Schwierigkeiten in der Kehle zu machen. „Er ist mir lieb als Gesellschaft, ich achte ihn hoch als Charakter. Ich weiß, Melitta könnte nicht besser aufgehoben sein. Aber — Eßf! Ich bitte dich — Eßf! Und nun erst Frau Eßf! Ich sage

es gerade heraus, ich habe eine unüberwindliche Antipathie gegen den Namen. Aber selbst als General Eß, als Excellenz Eß — man wird ihn natürlich als Excellenz nicht so blant herumlaufen lassen — aber selbst eine Excellenz von Eß — ich kann nicht anders: der Name ist mir einfach entsetzlich; er ist mir ein Greuel; er macht mich nervös, und wenn du nicht willst, daß ich krank werde, so laß mich damit in Ruhe!“

Sie prustete vor Erregung, und das Messer in ihrer fleischigen, mit tiefen Grübchen gezeichneten Hand klirrte laut auf dem Messerbänkchen.

Herr Belzig war wider Erwarten zähe: „Ich dünkte doch,“ sagte er, die einzelnen Teile seiner Sätze durch eine gesteigerte Thätigkeit im Kauen und Schlucken unterbrechend, als wollte er sich dadurch Mut machen — „ich dünkte doch, wir wären schließlich so situiert — daß wir unsere Töchter — nach ihrem Herzen wählen lassen könnten. Und wenn Melitta das — Unglück gehabt, sich in den Besitzer — solch häßlichen Namens zu — verlieben —“

Friedrich nahte eben mit dem nächsten Gang, und Belzig hielt vorsichtig inne. Seine Frau aber vermochte nicht abzuwarten, bis der Gang serviert war. Vor einem ihrer Blitzeblicke verwehte Friedrich.

„Glück — Unglück! Glück und Unglück sind Begriffe!“ rief Frau Belzig. „Wir wissen, was für eine Art Glück für unsere Kinder paßt. Man will weder Lo noch Litta einen Mann aufzwingen, den sie nicht leiden können. Auch soll dieser — Eß nicht ein für allemal abgewiesen werden. Man wird ihn schon acceptieren — nur nicht so wie er ist. Ich bitte dich — Eß! Es geht wirklich nicht, es ist unmöglich! Mag er doch sehen, wie er den Namen embelliert.“

Belzig blickte mit einem Nuck auf.

„Nun ja, warum soll man nicht davon reden? Mag er sich doch umtaufen lassen! Was ist an einem Namen gelegen?“

Die Spur eines feinen Lächelns, die das graue Guttapercha von Belzigs Hypochondergeficht belebte, deutete doch

nicht etwa auf den Widerspruch hin: vorhin war der Name alles und jetzt ist er nichts?

Sofort schlug sie den Versuch eines solchen Hinweises mit dem entkräfteten Ausruf nieder: „Eff ist überhaupt kein Name! Ich vergebe meine Tochter nicht an einen Buchstaben!“

Er nickte mit einem ironischen Schmunzeln in den Teller hinein.

„Du scheinst nicht zu verstehen, Belzig! Man muß dir mit dem Scheunenthor winken. Als wenn nicht die schönste Gelegenheit vorhanden wäre! Da ist doch unser Oberfeldzeugnant. Er wird sich glücklich schätzen, seinen Namen abzugeben, und jeder andere als dieser Hartkopf von einem Eff, der so thut, als verstände er nicht, würde glücklich sein, einen solch hübschen Namen einzustreichen.“

„Du willst doch nicht, daß wir uns lächerlich machen sollen, Bella!“

„Das zu verhüten, kannst du getrost mir überlassen!“ Sie sprühte und funkelte.

„Eff ist ein Ehrenmann; er ist ein Kavalier durch und durch. Er wird sich auf solche Scherze nicht einlassen.“

„So liebt er Melitta nicht!“ dekretierte sie. „So soll er sie nicht haben! Was, er soll nicht einmal das bißchen Opfer bringen können? Übrigens, was steht da wider den Ehrenmann und Kavalier? Natürlich, deine Demokratenblätter wissen das am besten! Übrigens,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, die der Wirkung ihrer Worte gewidmet war, „kann die Sache auf die denkbar einfachste Weise angefaßt werden. Lolo ist die älteste; es ist selbstverständlich, daß ihr der Vorrang gebührt. Man giebt nicht beide Töchter, unsere einzigen Kinder, auf einmal weg. Melitta ist erst achtzehn Jahre alt. Man kann warten und sich gefälligst gedulden. Monsieur Eff wird sich dann bestimmen müssen. Einstweilen muß es dabei bleiben: für den Grafen ja! für Eff nein! — Friedrich, noch eine Flasche Apollinaris!“

„Wenn nun aber Lo für den Grafen — nein sagt?“

Es schien ihm eine Herzensfreude zu machen mit dieser Bemerkung das ganze Netz ihrer Pläne zu durchschneiden.

„Ah!“ — Es war ein Unsinn, das anzunehmen. Es war nicht denkbar. Sie hielt es nicht der Mühe wert, dagegen etwas einzuwenden.

Da klingelte es zweimal rasch hintereinander im Flur. Es waren die beiden; der elektrische Apparat schien noch einmal so fröhlich unter dem Druck solcher Finger zu arbeiten.

„Sie sind es, Belzig. Du wirst Lolo in Kenntnis setzen, ich werde Melitta auf mich nehmen — das arme, gute Kind!“ setzte Frau Belzig mit einem Seufzer hinzu, der aus einer reservierten Ecke ihres Mutterherzens zu kommen schien. „Friedrich, meinen Kaffee in das rote Boudoir!“

Die Verkleinerung des linken Auges hatte bei Friedrich nunmehr ihren höchsten Grad erreicht.

Gleich darauf erscholl im Nebenzimmer das laut krächzende Gelächter des Papageis. „N'tag, Hans. N'tag, Hans!“ riefen die lachenden Mädchenstimmen. Der Vogel stellte sich ganz ungebärdig, und der ganze Käfig wankte und schwankte unter der Freudenwut seiner Sprünge. Ein Fältchen der Ungebuld zog sich zwischen Frau Belzigs energischen schwarzen Brauen zusammen; das Gelächter und die Fröhlichkeit fiel ihr wie ein Vorwurf aufs Herz, und solches paßte durchaus nicht in die Situation.

Dann, in dem breiten Rahmen der Schiebethür, die Friedrich lautlos auseinander gleiten ließ, erschienen Lo und Melitta. Es war wie die Wirkung eines Sonnenscheins, der jubelnd aus dem Regengrau der Wolken bricht: alle die Tümpel und Pfützen der schlammigen Landstraße wie Goldplatten erglänzten und die häßliche Ode der verjumpten Landstrecken zu farbiger Heiterkeit verklärte.

Ein paar Augenblicke hielten die beiden Gestalten in der Thür, als gälte es, den Eltern dort am Tische mit dem Bilde ihrer Erscheinung eine Freude zu bereiten. Das mit kostbarem Belz verbrämte Eislostim Kleidet sie „zum Entzücken“ — oft

genug, während sie über die mit feinem weißen Krystallstaub bedeckte Fläche dahinsauften, war ihnen das Wort mit andern Klugen der Bewunderung an den Köpfen vorbeigehuscht. Sie waren noch in der hellen Begeisterung des herrlichen Sportes, ihre Gesichter mit blühender Röthe bedeckt und die dunkelroten Lippen halb geöffnet von der Erregung des Atmens; ihr ganzes Wesen in Leben und Bewegung. Ein so würziger Hauch stählender Winterkälte wehte von ihnen aus.

„Was? noch bei Tische?“ rief Melitta.

„Wie könnt ihr nur in der häßlichen Stube sitzen!“ rief Lo zu gleicher Zeit. „Ein Verbrechen, nicht draußen zu sein! Alle Welt ist draußen!“

„Ihr habt keine Ahnung, wie herrlich es ist!“

„Ganz wundervoll! — Wir kommen wohl viel zu früh? Wie schade!“

Es war zum Nachmittag ein gemeinsamer Besuch angezettelt worden; eine wichtige Notwendigkeit. Was sollen die Leute denken, wenn man sich nicht bald blicken läßt! Diese Leute waren aber auch nichts gewöhnlicheres als eine aktive Generalfamilie.

„Es wird heute leider nichts aus dem Besuch. Ihr dürft ruhig ablegen,“ sagte Frau Belzig mit der unbefangenen Miene in der Fruchtschale suchend.

„O, da hätten wir wohl noch bleiben können?“

„Nein, es ist gut, daß ihr da seid — Papa und ich haben mit euch zu sprechen.“

Es klang so schwer, so feierlich, fast streng. Plötzlich, mit einer nachdrücklichen Gebärde, preschte Frau Belzig die Serviette auf den Tisch, stand auf und legte ihre Arme, die so rundlich von der enganschließenden Seide umspannt waren, um die Taillen der beiden Mädchen. „Nun, seid ihr auch nicht zu echauffiert? Seid ihr auch nicht zu wild gewesen?“ Es war gar kein Übergang von jener Feierlichkeit zu diesem besorgt zärtlichen Ton. Ihre weiche, warme Hand strich ihnen nacheinander über das Oval der Wangen. „Ich sehe immer

eine Todesangst aus, und ich bin wie erlöst, wenn ihr zurück seid.“

„Du kleine närrische Mama!“ lachte Lolo. Und sie umschlang den Nacken der Mutter und bedeckte deren Wangen mit ein paar herzigen Küßchen.

„Du ersüßst mich noch, du Wilde!“ rief Frau Belzig, etwas erzwungen lachend und sich wohligh unter der Lieblosung hin- und herwindend. Dann mit neckischer Gewaltigkeit löste sie sich aus den Fesseln von Lolos Armen, und nun fiel sie mit einem seltsam stürmischen Ausdruck über Melitta her, deren Hand in den beiden streichelnden Händen des Vaters geruht hatte. — Was war den Eltern beiden? Melitta schrak fast zurück vor dieser Hestigkeit.

„Komm her, du bist mein gutes, braves Kind, nicht wahr?“

Melittas ahnungslose Braunaugen forschten verwundert in dem Antlitz der Mutter. Warum wich ihr diese mit den Blicken aus, während ihre Worte so auf sie einstürzten? Warum die Gezwungenheit ihres Lächelns? Was war geschehen? Ein plötzlicher unerklärlicher Schreck krampfte ihr Herz zusammen.

Welch eine Thorheit! Was sollte, was könnte Böses von dieser Seite drohen? Doch in einer Vorahnung, daß sie vielleicht zum letztenmal Schutz zu suchen hätte an dem Herzen ihrer Mutter, sügte sie sich hingebend in deren Lieblosung: „Liebe Mama . . .“

Die ganze Scene sah ja fast wie ein Abschied zu einer längeren Reise aus.

„Ihr werdet kalt sein. Ihr werdet nach eurem Thee verlangen. Friedrich, den Samowar in die rote Stube!“ befahl Frau Belzig.

Sie hatte ihre Fassung wiedererlangt. Durste ihr Gewissen nicht in ungetrübter Reinheit strahlen? Und sie rechte sich auch körperlich aus der Enge ihres Nieders heraus. Wie ihr die süßen Wesen ins Herz gewachsen sind! Wie sie ja

keinen andern Gedanken hat, als das Glück und das Wohl ihrer Lieblinge!

„Kommt!“ Und die Arme abermals um die Taillen ihrer beiden geschlungen, rauschte sie mit ihnen davon, nach der roten Stube hin.

Die rote Stube . . . es klingt fast ominös. So pflegt in einem mit Geheimnissen und Furchterlichkeiten gefüllten Colportageroman irgend ein Kapitel überschrieben zu werden, in dem das Blut eines unschuldigen Opfers fließen wird.

Ja, nur eine kleine Operation, die an Melittas Herzen vorgenommen werden muß. Mit ein paar Thränen ist alles erledigt.

Fünftes Kapitel.

Euer Graf.

„Litta! — gute Litta! — Sei ruhig — beruhige dich! — Komm — es wird alles gut werden!“

Die Worte der Schwester klangen so lieb und gut wie sonst nur mildheilende Trostesworte einer Mutter zu klingen vermögen.

Aber Melitta wollte nichts von Trost und Heilung wissen. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, noch im vollen Kosium, so wie die erste Verzweiflung sie dorthin geworfen, das Gesicht ins Kissen gepreßt.

Nein, nein, nein — nichts wird gut werden! Sie wiegte den Kopf, immer schneller, erregter, in leidenschaftlichem Ungestüm. Nichts wird gut — es wird keine Sonne mehr scheinen und kein Stern mehr strahlen — die Welt wird in ein stummes Grau versinken — es ist alles aus — sie will nicht mehr leben — ohne ihn nicht. Loko gab jeden Tröstungsversuch auf. Mag der heiße Schmerz in sich selber vertoben! Ein Weilschen stand sie in Gedanken versunken am Fenster.